

JON ATHAN

LiebesKRANK

Aus dem Amerikanischen von Katrin Hoppe

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Lovesick* erschien 2019.
Copyright © 2019 by Jon Athan

1. Auflage Oktober 2022
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: AdobeStock/Satyam

Alle Rechte vorbehalten



DEIN BLUT

»Okay, Schätzchen, also zur Sache. Fünf mit der Hand, zehn für 'nen Blowjob, 20 für alles andere«, erklärte Dakota Foley mit monotoner Stimme. »In den Arsch mach ich nicht, egal wie dünn dein Schwanz ist. Dafür schluck ich ohne Aufpreis. Sieh's als Bonus, okay? Manche Typen mögen's, manche nicht. Jedenfalls ganz wie du willst. Also, was soll's sein, Schätzchen? Ich hab nicht die ganze Nacht Zeit.«

Mark Murray saß hinter dem Steuer seines roten Kombis und sah mit ausdrucksloser Miene zu ihr rüber. Der Rückspiegel reflektierte ihm seinen Blick. Die trüben braunen Augen schienen zu fragen: *Was machst du hier, Alter? Sicher, dass du das durchziehen willst?* Er blickte durch die Frontscheibe in die Nacht hinaus, dann durch das Fenster neben sich. Sie parkten in einer schäbigen Gasse eines verrufenen Viertels.

Dakota schniefte, kratzte sich den juckenden Ansatz ihrer schmutzigen blonden Haare und langte nach dem Türgriff. Sollte sich ihr Freier als Psycho entpuppen, wäre sie auf der Stelle weg. Andererseits wollte sie sich die

Aussicht auf Bares nicht durch die Lappen gehen lassen. Sie brauchte dringend Geld, um ihre Sucht zu befriedigen, ihr ganzer Körper kribbelte im Verlangen nach einem neuen Schuss. Sie konnte das Heroin beinahe schon spüren, wie es sich durch ihre Venen brannte und ihr Blut in Säure verwandelte.

Also versuchte sie es noch einmal. »Hör mal, wenn das hier dein erstes Mal ist ... ganz locker. Scheiß drauf, okay? Scheiß drauf! Denk nicht weiter drüber nach. Gib mir einfach die Kohle und bring's hinter dich. Wonach ist dir? Ein Blowjob? Na?«

Mark drehte sich wieder zu ihr um. Er konnte ihr Alter nicht schätzen. Sie sah aus wie Mitte 40, redete aber wie jemand aus dem College. Obdachlos war sie, so viel stand fest. Das verriet ihre zerlumpte Kleidung – die sie in diversen Schichten übereinander trug –, ihre schmierige Haut und der Gestank. Nichts davon störte ihn. Er hatte sie sogar gezielt ausgewählt. Wie eine Prostituierte in einem Bordell.

Dakota musterte ihn von Kopf bis Fuß, während sich ihre schlanken Finger langsam um den Türgriff schlossen. Mark war 1,75 groß, mit muskulöser Brust und aufgepumpten Armen. Er trainierte, um die Aknenarben, die Gesicht und Rücken verunstalteten, zu kompensieren. Ein paar dicke gewellte Strähnen seines schwarzen Haars verdeckten die Stirn. In seinen Augen schimmerte Niedergeschlagenheit. Keine besonders einschüchternde Erscheinung.

Alles andere als charismatisch und nicht mal irgendwie einladend.

Er war 26 Jahre alt – ein *einfacher* Mann. Sein Kleidungsstil war anspruchslos. Ein Typ, der leicht zu übersehen war. Leicht zu vergessen. Jemand, der mit seiner Umgebung verschmolz und in der Menge unterging.

Wieder war es Dakota, die das Schweigen brach. »Ich sag ja nicht, dass ich jeden in dieser Gegend kenne, aber dich hab ich hier noch nie gesehen. Nee, ganz sicher nicht. Unsere Stammkunden sind normalerweise Blaumänner. Du weißt schon, Hausmeister, Klempner, Trucker ... solche Leute halt.« Sie begutachtete seine Hände, Finger für Finger, ehe sie fortfuhr. »Und die sind normalerweise verheiratet. Keine Ahnung, warum die für 'nen Blowjob oder 'nen dreckigen Fick zu uns Junkies kommen, aber sie tun's. Dauernd. Ist wohl so 'n Macht-ding, was? Glücklich verheiratet mit Familie und all dem Scheiß, aber die wollen dafür bezahlen. Die Schlampe ›unterwerfen‹, richtig? Ist mit ihren Frauen nicht drin, schätze ich ... Aber du bist nicht wie die. Du bist anders. Wer bist du?«

Endlich gelang es Mark, den Mund zu öffnen, er brachte aber noch immer keinen Ton raus. Seine Stimme schien in seinem Hals festzustecken, als würden sich die Worte hinter dem Gaumenzäpfchen stauen. Mit schwitzigen Händen fuhr er über das Lenkrad, selbst seine Arme zitterten leicht. Kontakt zu Prostituierten hatte er schon gehabt. Aber nur online. Noch nie hatte er eine in echt getroffen. Er war nervös – ängstlich, *ingeschüchtert*.

»Oder biste vielleicht 'n Bulle? Erster Undercover-einsatz und so. Aber das glaub ich nicht. Dann hätten

die meinen Arsch schon längst hochgenommen ... und deinen, weil du nämlich ein beschissener Schauspieler bist. Oder bist du so'n Möchtegern-Serienkiller? Du weißt schon, in diesem Moment versuchst du den Mumm aufzubringen, mich hier und jetzt abzumurksen. Ja, das kommt schon eher hin. Zum Teufel, vielleicht bist du auch beides. Weiß man heutzutage nie, oder? Also, hab ich recht?«

Mark biss die Zähne aufeinander und seine Finger krallten sich ins Lenkrad, ehe er sie wütend anfunktete. Aber die Wut galt nicht ihr. Er war frustriert über sich selbst. *Nun mach endlich den Mund auf und spuck's aus, verflucht noch mal*, schimpfte er innerlich.

»Spielt eh keine Rolle«, winkte Dakota ab. »Ich mag schwach wirken, aber bild dir mal nix ein, *Freundchen*. Ich hab 'ne Knarre und schieß dich über den Haufen, sobald du irgendwas Abgefucktes probierst. Ich mach keine Witze, kapiert? Hab schon Freier vor dir erledigt. Ich schieß dir in den Kopf, die Brust, den Schwanz, den Arsch ... Ich jag dir überall 'ne Kugel rein. Kannste glauben.«

Mark schnaubte entnervt, ehe er klarstellte: »Ich bin kein Cop. Und auch kein Serienkiller. Sonst wärst du längst tot und im Kofferraum. Ich arbeite in 'nem Burgerladen. Mehr nicht. Nix Besonderes.« Er schaute wieder aufs Lenkrad. »Und ich will dich nicht ficken. Ich will dich nicht mal berühren. Du ... *Du bist dreckig*.«

»Dreckig? Ist das so? Okay, alles klar. Na dann, ›Mr. Saubermann‹, was willst du und deine Pizzafresse von jemandem wie mir?«

Marks Kopf schoss so abrupt zu ihr herum, dass sein Genick knackte. Dakota lächelte gezwungen, um selbstsicher zu wirken. Er jagte ihr Angst ein, in seinem Blick loderte das wilde Feuer der Rage. Doch sie war auch neugierig. Mark war nicht die übliche Sorte Kunde – ein Mann, der von der anderen Seite der Welt einen Abstecher hierher machte. *Nicht Sex*, überlegte sie, *was willst du dann?*

Marks Blick war weiter auf sie geheftet. »Ich werde dich nicht für Sex bezahlen. Schon klar, darauf bist du spezialisiert, aber das kannst du vergessen.« Dakota wandte sich ab und langte nach dem Türgriff. »Eine Sekunde«, sagte er schnell.

Dakota hielt inne, den Rücken Mark zugewandt. Ihre Hand umschloss das Klappmesser in ihrer Jackentasche, ehe sie über die Schulter zu ihm zurückschaute. Sie hatte keine Pistole – das war ein Bluff gewesen.

»Was?«, zischte Dakota, während sie vorsichtig das Messer in ihrer Tasche aufklappte.

»Ich werd dich nicht fürs Ficken bezahlen, sondern für was anderes.«

»Komm zum Punkt. Was willst du von mir?«

»Ich will dein Blut.«

»Was? Mein ... Mein Blut?«

»*Dein Blut.*«

Dakota war sprachlos. In ihrer kurzen Karriere als Nutte hatte sie schon so einige seltsame Wünsche gehört: *Pinkel mir ins Gesicht! Schlag auf meine Eier! Kau meinen Schwanz! Kann ich dich ›Mutter‹ nennen?* Aber noch nie hatte jemand ihr Blut gewollt.

Mark holte eine Injektionsspritze aus dem Handschuhfach. Er wedelte damit in ihre Richtung und erklärte: »Ich geb dir 'ne Menge Geld für *eine* Spritze gefüllt mit deinem Blut. Nur eine.«

Dakota drückte die Zunge gegen die Innenseite ihrer Wange und rollte mit den Augen, während sie über das Angebot nachdachte. Ganze 15 Sekunden später ließ sie das Messer in ihrer Tasche los, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich wieder in den Beifahrersitz. Sie nickte ihm zu, gab ihm zu verstehen: *Rede weiter*.

»Ich weiß, dass du HIV-positiv bist«, fuhr Mark fort, während er ein Paar Latexhandschuhe aus dem Handschuhfach holte und sie überstreifte. »Du magst mich hier noch nicht gesehen haben, aber ich streife schon seit Wochen durch diese ›Nachbarschaft‹ auf der Suche nach einer wie dir. Deine, ähm ... ›Nachbarn‹, wenn man sie so nennen will, haben mir von dir erzählt. Sie meinten, du wurdest erst vor Kurzem getestet. Und sie sagten, der Test war positiv. Und dass du trotzdem weiter auf der Straße bist – *arbeitest*. Ich versteh schon, warum. Du bist obdachlos. Du brauchst das Geld für ... was auch immer. Das spielt für mich keine Rolle. Der Punkt ist: Ich kann dir Geld geben. Dafür will ich nur etwas Blut von dir. Das ist ... Das ist leichter als Sex, oder? Ich meine, wenn du drüber nachdenkst, ist es nicht anders, als wenn du zum Arzt gehst.«

»Nur bist du kein Arzt. Du brätst Burger in 'ner Fast-Food-Bude.«

»Stimmt. Ich bin kein Arzt. Aber ich weiß, wie man hiermit umgeht, und ich hab Cash. Sind wir im Geschäft oder nicht?«

Was, wenn ich ablehne? Das war die erste Frage, die Dakota durch den Kopf schoss. Am Ende ging es ihr nur noch ums Überleben. Aber dann überlegte sie, warum er das tat, und musste sich eingestehen, dass sie die ganze Sache ungemein faszinierte.

»Wozu brauchst du mein Blut?«

»Das spielt keine Rolle. Es ist nun mal sehr, *sehr* wichtig für mich. Ich habe ... Ich weiß nicht, wie ich das am besten erklären kann. Ich hab einfach große Pläne für die Zukunft, und dafür brauche ich dein Blut. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen.«

»Große Pläne, was? Bist du einer von diesen *Bugchasern* oder wie man die nennt? So einen wie dich habe ich schon mal getroffen, glaube ich. Auch wenn der nicht nach meinem Blut fragte. Er wollte mich einfach in den Arsch ficken. Er dachte, ich wäre ein Kerl – 'ne Transe, verstehst du? Und er wollte, was ich hatte. HIV, warum auch immer. Ich war damals ziemlich beleidigt, weil der fand, dass ich wie ein verfluchter Mann aussehe. Das hatte ich bis eben alles total vergessen. Also bist du auch so einer? So'n Virenfänger?«

Mark nickte. »Schätze, so kann man das sagen. Ich brauche Viren. Jede Menge sogar. Sie sind überaus wichtig für mich und meine Zukunft. Die Details brauchen dich nicht zu interessieren. Wenn du wüsstest, was ich vorhabe ... würdest du sicher den Glauben an die Menschheit verlieren und dich vermutlich umbringen.« Er musterte sie von Kopf bis Fuß, ein verächtliches Grinsen unterdrückend. »Vielleicht aber auch nicht. Aber ich werd's dir trotzdem nicht sagen. Gib mir einfach deine Antwort. Du

kriegst 100 Dollar, gleich hier und jetzt, für eine Spritze mit deinem Blut. Bist du dabei oder nicht?«

Dakota leckte sich über die Schneidezähne und nickte zögerlich. Sie starrte durch die Frontscheibe in die Nacht hinaus. Eine Böe peitschte eine klamme, zerschlissene Zeitung durch die Gasse. Ein Obdachloser schlug mit dem Deckel einer Mülltonne gegen einen Abfallcontainer, während er über die Politik schimpfte. Im Rückspiegel konnte sie eine Freundin sehen, die sich gerade einem Typen in einem 1999 Cadillac DeVille anbot.

Sie sah wieder zu Mark. Angst hatte sie keine mehr, auch wenn sie überzeugt war, dass er sie angreifen würde, sollte sie sein Angebot ablehnen. Ihr Blut zu verkaufen fühlte sich falsch an, aber sie brauchte das Geld.

»Leg noch 20 drauf und wir sind im Geschäft«, antwortete sie schließlich.

»Natürlich, geht klar. Danke. Vielen, vielen Dank.«

Mark reichte ihr einen 100-Dollar-Schein und einen Zwanziger, dann nahm er die Kappe von der Nadel, zog den Kolben heraus und drückte ihn wieder hinein. Mit ernster Miene betrachtete er Dakotas Arme. Einstichspuren, alte und neue, verunstalteten ihre Haut. Ihre Adern traten wulstig und schwarz unter verschorften und blutunterlaufenen Stellen hervor.

»Bereit?«, fragte er.

»Mach schon, bevor ich's mir anders überlege.« Dakota wandte den Blick ab und sah aus dem Beifahrerfenster.

Mark atmete geräuschvoll ein und nickte. Dann stach er die Nadel in ihre Basilarvene. Vorsichtig zog er am

Kolben, und 20 Milliliter von Dakotas Blut sprudelten in den Zylinder.

Das Lustige an Blut war: Es sah immer gleich aus. Dakotas Blut war purpurfarben wie das aller anderen Menschen auf dieser Erde. Und doch barg es ein gefährliches Virus, unsichtbar für das menschliche Auge.



DIE PARTY

»Geht's dir gut?«, fragte Maribel Gomez.

Mark schloss kurz die Augen und schüttelte langsam den Kopf, als würde er versuchen, sich aus einer Trance zu wecken. In seiner rechten Hand – seiner schwitzigen, *zitternden* Hand – hielt er einen roten Plastikbecher Bier. Er nahm noch einen Schluck. Angst strömte durch seine Adern, Zweifel vernebelte seinen Verstand, Wut verbrannte sein Herz. Diese Mischung intensiver Empfindungen ließ ihn zu einem nervösen Wrack werden. Er fühlte sich abwesend, kränklich und zornig zugleich.

Maribel kicherte und fragte: »Bist du etwa schon besoffen? Du hattest grad mal zwei Bier oder so.«

Mark ließ den Becher sinken. »Ist mir bewusst«, antwortete er, ohne sie anzusehen. »Ich bin nicht betrunken. Nicht mal ansatzweise.«

»Ach, echt? Okay, also was ist dann mit dir los? Du wirkst irgendwie ... *anders*, Mark. Komm schon, lass mich nicht noch mal fragen wie so 'ne nervende Mama. Aber du wirst mich dazu zwingen, richtig? Also schön, na dann ... Junge, nimmst du Drogen?«

Mark sah Maribel mit ausdruckslosem Blick an – desinteressiert, gelangweilt, *kalt*. Die junge Frau aber lachte nur über ihren eigenen Witz. Sie saßen auf einem fusseiligen Sherpa-Sofa im Wohnzimmer eines zweistöckigen Wohnhauses. Aus der Stereoanlage lärmte irgendeine Musik. Leute in Feierlaune, viele noch minderjährig, streunten mit roten Plastikbechern voll Bier durch den Raum und schnatterten durcheinander.

Eine dieser guten alten Hauspartys für Bekannte jeden Alters.

Mark seufzte. »Ich bin nicht auf Drogen oder sonst irgendwas, ›Mom‹. Mir geht nur grad viel durch den Kopf, weißt du?«

»Magst du drüber reden?«

»Nein.«

»Nein?« Maribel kicherte wieder, verblüfft von seiner ehrlichen Antwort. Sie tätschelte Marks Schulter und ließ ihn wissen: »Okay, na gut, ich *respektiere* Ihre Haltung, Mister. Es ist nur ... Also ich will, dass du weißt, ich bin für dich da, wenn du über irgendwas reden willst. *Wir alle* sind für dich da. Ich bin nicht die Einzige, die mitgekriegt hat, dass du Trübsal bläst. Also, wenn du reden willst, jederzeit, okay? Ich bin da. Genieß die Party, Mark.«

»Du auch, du auch ...«

Mark sah zu, wie Maribel vom Sofa aufstand und sich unter die anderen Gäste mischte – plaudernd und in Partystimmung. Sie war eine gute Freundin, ein Kumpel seit der High School, aber helfen konnte sie ihm nicht. Er ließ den Blick über die anderen Gäste

schweifen. Ehemalige Mitschüler, Nachbarn und sogar ein paar seiner Kollegen. Von den Jüngeren kannte er niemanden.

In den Gesichtern seiner Freunde stand Besorgnis – er registrierte ihre trüben Blicke, schmallenden Münder, zusammengebissenen Zähne. Sie machten sich Sorgen um ihn, trauten sich aber nicht, ihn darauf anzusprechen. Ihnen war klar, wenn nicht mal Maribel zu ihm durchdrang, würden sie erst recht nichts ausrichten können.

Mark richtete seinen Blick wieder geradeaus. Auf der anderen Seite des gläsernen Couchtisches stand noch ein Dreisitzer mit Kuschelbezug. Er konnte einfach nicht aufhören, die Frau anzustarren, die darauf saß.

Rebecca Lucio war 26 Jahre alt und arbeitete in einer Bar. Allein mit dem Trinkgeld verdiente sie im Monat mehr als Mark. Sie war knappe 1,65 groß und hatte tolle Kurven. Große Brüste, flacher, aber weicher Bauch, ausladende Hüften. Das lange dunkle Haar – schwarz wie eine Wüstennacht – bildete einen atemberaubenden Kontrast zu ihrer glatten, blassen Haut. Passend zu ihrem weißen Tanktop, den engen Jeans und schwarzen Stiefeln trug sie eine schwarze Jacke.

Marks Mundwinkel hob sich vor Verzückung, während er dachte: *Du bist die schönste Frau auf der ganzen Welt. Was liebe ich dein Lächeln.*

»Warum kann ich nicht der Grund für dieses Lächeln sein?«, flüsterte er, unhörbar wegen der lauten Musik – irgendein Popsong, dem absolut *niemand* Beachtung schenkte.

Nick Moreno saß neben Rebecca, sein Arm ruhte über ihrer Schulter, eine Hand lag an ihrer Hüfte. Mit gerade mal 23 hatte er vor Kurzem seinen Abschluss in Marketing gemacht. Nun nahm er sich eine Auszeit, bereiste die Welt mit dem Geld seiner Eltern und genoss die Freiheiten, die das Leben ihm schenkte, bevor er sich einer gut bezahlten Karriere im Marketing verschreiben würde. Die meisten sahen in ihm einen draufgängerischen Glückspilz – aber man mochte ihn.

Er sah gut aus und hatte Charisma. Mit seinen schlanken, aber durchtrainierten 1,90 und dem ebenmäßigen, markant geschnittenen Gesicht wirkte er wie eine griechische Statue aus dem Museum. In seinen haselnussbraunen Augen lag ein weicher und einladender Ausdruck. Nicht die geringste Spur von Hass, Traurigkeit oder Durchtriebenheit war darin zu finden. Sein dunkles welliges Haar war an den Seiten kurz geschoren. Er wirkte gestylt, ohne es drauf anzulegen.

Mark beobachtete die beiden schon den ganzen Abend. Rebecca und Nick saßen dicht beieinander, tranken Bier und flüsterten sich Dinge zu. Mitten auf einer Hausparty in einem fremden Wohnzimmer veranstalteten die beiden praktisch ihre eigene kleine Kuschelorgie. Nick grinste und lehnte sich vor, um sie zu küssen. Rebecca errötete und wich zurück, blieb aber nahe genug, um seinen warmen Atem auf Gesicht und Hals spüren zu können.

»Du willst ihn auch küssen, gib's zu. Gleich hier und jetzt«, flüsterte Mark. »Mach doch, na los! Komm schon, worauf wartest du?«

Rebecca flüsterte etwas in Nicks Ohr. Vermutlich so was wie *nicht hier* oder *vielleicht später*. Sie tätschelte Nicks Arm, verabschiedete sich, als wäre er nicht mehr als ein guter Bekannter, und ging in die Küche, um sich noch was zu trinken zu holen. Nick stand auf, warf Mark einen Blick zu und ging kichernd davon.

Marks wütender Blick verfolgte ihn. »Was glaubst du eigentlich, wer du bist, du verwöhntes Gör?«, murmelte er. »Du Stück Scheiße, du dämliches Arschloch, du ... du ...«

Er stockte. Rebecca stand mit zwei Bechern Bier vor ihm. Sie setzte sich zu ihm und reichte ihm einen davon. Dann küsste sie ihn.

Sie waren ein Paar.

Mark und Rebecca gingen seit mehr als drei Jahren miteinander. Sie hatten sich in der Bar kennengelernt, in der Rebecca arbeitete, *The Green Flamingo*. Ihre Beziehung war nicht perfekt, es hatte so einige Schlaglöcher auf dem Weg gegeben, aber sie waren immer gut zueinander. In Marks Augen war ihre Beziehung was Ernstes. Er hörte bereits Hochzeitsglocken. Und um das Klischee perfekt zu machen: Rebecca liebte ihn, war aber nicht mehr in ihn *verliebt*, doch fehlte ihr der Mut, es zu beenden.

»Und wie gefällt dir die Party, Schatz?«, fragte sie, als hätte sie nicht bis vor einer Sekunde direkt vor seiner Nase mit Nick geflirtet.

Mark nahm einen Schluck von seinem frischen Bier. »Ganz okay.«

»Nur okay? Hast du denn gar keinen Spaß?«

»Klar hab ich Spaß. Ich *habe* Spaß. Alles okay, Rebecca.«

Rebecca lächelte nervös, ehe sie nachhakte: »Das klingt aber anders. Du sprichst wieder mit dieser Stimme. Du weißt schon, deine ... deine Ich-bin-genervt-Stimme. Bist du irgendwie sauer?«

Mark sah rüber zum Eingangsbereich des Hauses und erblickte Nick, der gerade mit einer jungen Blondine sprach, die höchstens 20 war. Mark ballte die Hände zu Fäusten, biss die Zähne fest zusammen und atmete tief durch die Nase ein. Er bekam seine Eifersucht einfach nicht in den Griff. Und obwohl Nick seine bohrenden Blicke spürte, machte er sich nicht die Mühe zu reagieren.

Er wollte einfach nur Spaß haben.

Mark schaute auf den Becher in seinem Schoß und versicherte: »Mir geht's gut. Bin nur ein wenig müde. Es war eine harte Woche auf der Arbeit. Viele, ähm ... Burger. Ich meine, es ist kein großer, wichtiger Job in der Werbung oder so, aber immer noch ein richtiger Job. Also bin ich müde. Mehr ist da nicht.«

Und ob da mehr ist, dachte Rebecca. Sie war nicht dämlich und konnte eins und eins zusammenzählen. Seine Bemerkung über den ›großen, wichtigen Job in der Werbung‹ verriet ihr, dass er eifersüchtig auf Nick war. Genau das hatte sie gewollt. Sie hoffte, Mark würde mit ihr Schluss machen, damit sie weiterziehen konnte, ohne sich dabei wie ein schlechter Mensch zu fühlen. Unter normalen, empathischen Leuten war eine Trennung für keine Seite einfach.

»Möchtest du gehen?«, fragte Rebecca ihn.

»Möchte ich. Aber ich weiß, dass du bleiben willst.«

Rebecca zwang sich zu lächeln und erwiderte: »Na ja, sicher will ich jetzt noch nicht gehen, Schatz. Ich meine, wir sind doch eben erst gekommen. Hier sind unsere Freunde. Wir sind hier, um mit ihnen zu reden, zur Musik zu tanzen ... das *Leben* zu genießen. Es ist eine Party. Und ich hab Spaß hier. Aber wenn du gehen willst, begleite ich dich. Du musst es nur sagen, und wir gehen, in Ordnung? Ernsthaft, Mark. Ist okay.«

Mark lag auf der Zunge: *Ja, lass uns nach Hause gehen.* Diese Party, seine Freunde und Nachbarn mit ihrer Fröhlichkeit und Unbeschwertheit – das alles ermüdete ihn. Ihre Freude war nicht ansteckend. Stattdessen goss sie Öl in die Flammen seiner Niedergeschlagenheit. Dennoch, obwohl er so wütend und frustriert war, konnte er Rebecca nicht zwingen, mit ihm zu kommen. Schließlich wollte er vor ihr und ihren Leuten nicht wie ein Schlappschwanz dastehen.

Er würde ganz sicher nicht den unsicheren Freund geben, der sein Mädchen nach Hause zerren musste, weil er sich unzulänglich fühlte – zumindest nicht in Gegenwart von Nick.

Er kippte in einem Zug sein Bier runter, dann sagte er: »Ich gehe, du bleibst.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja, na klar.« Mark schenkte ihr ein mildes Lächeln. »Ist doch keine große Sache, Rebecca. Bleib, trink, tanze. Ich möchte, dass du den Abend genießt, okay?«

Rebecca strich über seinen Oberschenkel und fragte: »Bist du sicher? Du wirst nicht sauer, wenn ich bleibe?«

»Ach, komm schon, wann war ich jemals sauer auf dich? Bleib und hab Spaß. Und später rufst du mich einfach an oder schreibst mir. Damit ich weiß, dass du gut nach Hause gekommen bist.«

»Ja, das ... das werd ich, Schatz. Danke dir.«

»Bis später. Ich liebe dich.«

Rebecca biss sich auf die Lippe, zögerte. Sie überlegte: *Was soll ich darauf sagen? Ich kann so einfach nicht weitermachen, oder doch?* Für eine Sekunde – nur eine – war sie drauf und dran, sich gleich hier mitten auf der Party von ihm zu trennen. Doch sie brachte es nicht fertig. Dass sie ihn liebte, konnte sie ihm aber genauso wenig sagen. Also schenkte sie ihm stattdessen einen langen, leidenschaftlichen Kuss.

Lächelnd streichelte sie seine Hand und versprach: »Ich schick dir dann eine Nachricht. Gute Nacht, Schatz. Bis dann ...«

Sie atmete tief ein und stand auf. Dann ging sie davon, hielt geradewegs auf die Küche und den Alkohol zu, in der Hoffnung, er möge ihr schlechtes Gewissen ertränken.

Tränen brannten in Marks Augen und zitterten an seinen Wimpern. Mühevoll schluckte er den schmerzhaften Klumpen in seinem Hals runter.

Heul jetzt bloß nicht los, beschwor er sich. *Nicht hier. Nicht heulen.*

Ohne sich von irgendwem zu verabschieden, eilte er aus dem Haus. Er winkte nicht mal oder nickte. Endlich draußen, sprang er in seinen Kombi und brauste davon. Er schaltete *Creep* von Radiohead ein und weinte auf dem

ganzen Heimweg. So lange, bis er keine Tränen mehr hatte.

Rebecca rief in dieser Nacht nicht an. Und eine Nachricht schickte sie auch nicht.



RENOVIERUNG

Den Kombi hatte Mark vor einem leeren Wohngebäude geparkt und starrte durch die Windschutzscheibe zur dunklen Laterne über sich. Auch alle anderen Lampen in dieser Straße waren eingeschlagen oder kaputtgegangen. Abgesehen vom Feuerschein diverser Mülltonnen und Abfalleimer, an denen sich Obdachlose wärmten, waren seine Scheinwerfer die einzige Lichtquelle in der finsternen Gasse.

Halbstarke Teenager, ein paar Gangmitglieder und Menschen ohne Zuhause streiften hier herum. Die Polizei war nirgends zu sehen. Jedes Gebäude in der Gegend war verlassen, zerstört und abbruchreif. Manche der leeren Apartmenthäuser nutzten die Obdachlosen als Zuflucht, die meisten aber waren selbst für sie zu runtergekommen, um sich hineinzutrauen.

»Perfekt«, murmelte Mark, während er die stille, verwahrloste Umgebung betrachtete. »Unser neues ›Zuhause‹. Ja, ich pack das. Ich *pack* das.«

Er sprang aus dem Wagen, hängte sich den Rucksack über die Schulter und zerrte den schweren Seesack

vom Rücksitz. Sein Inhalt klirrte, klapperte und rasselte, während Mark auf das fünfstöckige Wohnhaus zu seiner Linken zuhielt. Die Eingangstür war verschwunden, also trat er einfach ein. Er zog eine Taschenlampe aus dem Rucksack und leuchtete damit ins Innere.

Vor ihm lag das Treppenhaus. Überall auf dem gesprungenen, dreckigen Boden lag Müll – alte, mit Urin und Fäkalien verschmierte Zeitungen, Müllsäcke, Lumpen, benutzte Kondome und Spritzen. Regenbogengraffitis bedeckten Wände und Decke. Ein ekelregender Gestank wehte durch das gesamte Gebäude – wie literweise alter Schweiß vermischt mit einem gärenden Gebräu aus Durchfall, Urin und dem Hauch des Todes.

Abgesehen von ein paar Ratten, die zwischen den Haufen aus Abfall umherflitzten, schien das Erdgeschoss verlassen.

Mark hielt sich die Nase zu, während er auf die Stufen zu seiner Rechten zuing und den Treppenabsatz des nächsten Stocks beleuchtete. Hier lag nicht ganz so viel Müll, aber es war immer noch das reinste Chaos. Doch diese Etage war sowieso nicht sein Ziel. Seine Stiefelsohlen klackerten über die Stufen, während er sich seinen Weg weiter hinauf bahnte. Sorgfältig inspizierte er jede Etage auf der Suche nach irgendeinem herumlungernenden Hausgast. Aber er fand nichts außer Müll und Trostlosigkeit.

Nachdem er den fünften Stock erreicht und der Strahl seiner Taschenlampe jeden Winkel des Korridors abgesucht hatte, befand Mark: »Hier ist es. Das ist die perfekte Umgebung, der perfekte Ort für unsere Zukunft.«

Er ging zum letzten Apartment auf dem Gang – das einzige mit einer intakten Tür. Er schob sie auf und spähte ins Innere. Eine Einzimmerwohnung mit Bad. Die Eingangstür führte direkt ins Wohnzimmer mit anschließender Küchenzeile. Zu seiner Linken fand er zwei Türen. Die erste gehörte zum Schlafzimmer, die zweite zum Bad.

Ein Couchtisch aus Holz stand unter dem Fenster am Ende des Wohnzimmers. Die Beine an einer der schmaleren Seiten waren zerbrochen und ließen ihn wie eine Rampe wirken. Zwei umgeworfene Sessel, ähnlich zerstört, lagen daneben. Der Kühlschrank neben der Küchenzeile war noch da, aber seine Türen waren herausgerissen und fort.

Mark atmete tief ein, dann trat er in sein neues Zuhause. Er lächelte, als die Bodendielen unter seinen Stiefeln knackten. Tränen schwammen in seinen Augen, Nase und Mund zuckten. Er war nicht traurig oder verängstigt. Sondern übergläücklich und vor Begeisterung ganz außer sich. Zum ersten Mal seit so vielen Jahren hatte er das Gefühl, die Kontrolle über sein Leben wiederzuerlangen. Nicht mal seine Unsicherheiten konnten ihn jetzt noch davon abhalten, mit seinem Plan fortzufahren – *mit seiner Zukunft.*

Seine Entscheidung war gefallen, ab jetzt gab es kein Zurück mehr.

Tränen liefen ihm über die rosigen Wangen, während er seine Taschen auf den Boden sinken ließ und verkündete: »Okay. Fangen wir an.«

Mark brauchte die ganze Nacht, um das Apartment herzurichten. Den alten, rostigen Türknauf an der Eingangstür

ersetzte er durch eine schlüssellose Klinke mit elektronischem Schloss. Er gab den Code ein: 1451. Außerdem brachte er einen Riegel an, um sicherzustellen, dass niemand während seines Aufenthalts hereinkommen konnte. Auch den Knauf an der Schlafzimmertür tauschte er durch eine elektronische Klinke. Wieder tippte er einen Code ein: 1541.

Dann verteilte er entlang der Wohnzimmerwände Kerzen mit Rosenduft. Auch auf den Küchentresen stellte er ein paar. Sie würden gegen den Gestank helfen. Das Badezimmer war für seine Pläne unbedeutend, also schenkte er ihm keine Aufmerksamkeit, sondern zog mit dem Rest seiner Ausrüstung direkt ins Schlafzimmer weiter.

Wie im Wohnzimmer- und Küchenbereich waren auch hier noch ein paar Spuren der früheren Bewohner zu finden. Poster von David Bowie, Queen und ein paar Rockbands klebten an den Wänden – völlig zerfetzt, aber noch zu erkennen. Haufen aus Lumpen, Mülltüten und Resten alter Wellpappe bedeckten den Boden. Ein faustgroßes Loch klaffte in der Schranktür. Ein von Spinnweben verhangenes Bettgestell rostete in der Mitte des Raumes vor sich hin.

Mark schnalzte mit der Zunge. »Später werd ich noch eine Matratze reinbringen müssen. Irgendwas Billiges, nichts Besonderes. Alles okay. Ja, alles in Ordnung.«

Aus dem Seesack zog er eine Rolle Lärmschutzmatten. Obwohl weniger als drei Zentimeter dick, war das flexible Material schwer und absolut undurchlässig. Es war in der Lage, Geräusche aller Art zu dämpfen – ein

markerschütternder Schrei wurde zu einem Flüstern, ein durchdringender Schlag zu einem harmlosen Klatschen. Er nagelte die Matten an sämtliche Wände des Schlafzimmers und machte den Raum so praktisch schalldicht.

Dann stellte er auch hier Kerzen an den Wänden und neben dem Bettrahmen auf. Als Letztes holte er einen Beutel mit Rosenblüten aus seinem Rucksack und ließ die einzelnen Blätter um das Bett herum und wie eine Spur bis zur Tür zu Boden rieseln.

Es lebe die Romantik.

Zufrieden mit seiner Dekoration des Raumes zog er ein schmales Lederetui aus dem Rucksack. Er öffnete es und sah hinein. Ein Fläschchen Blut war darin sicher befestigt. Auf seinem weißen Etikett stand in ordentlicher Handschrift: ›HIV‹. Daneben steckten weitere vier noch leere Röhrrchen.

Er war sich zwar sicher gewesen, dass er das Blut dabei hatte, aber er musste sich einfach noch einmal vergewissern. Es war zu wichtig – *so überaus* wichtig. Dann schloss er das Etui und legte es behutsam auf den Boden des Wandschranks, gut verborgen im Schatten.

Mark ging wieder zurück zu seinem Auto. Aus dem Kofferraum nahm er einen Stapel Bretter und eine Tasche mit langen, massiven Nägeln. Er schleppte alles ins Apartment hinauf und begann damit, die Fenster im Wohn- und Schlafzimmer zu vernageln. Zwar bezweifelte er, dass irgendwer hinauf in die Fenster der fünften Etage spähen würde, aber sicher war sicher.

Seine letzte Modifikation war eine Bewegungskamera auf dem Küchentresen und eine zweite in der Ecke des

Schlafzimmers. Sollte sich irgendwer während seiner Abwesenheit Zutritt verschaffen, konnte er anhand der Bilder den Eindringling aufspüren. Allerdings nicht um ihm darüber Rechenschaft abzulegen, was er hier vorhatte.

»Was soll denn dieser gottverdammte Krach hier oben?!«, schallte eine schroffe, männliche Stimme vom Korridor herein.

Mark, der gerade ein weiteres Brett vor das Fenster im Wohnzimmer nagelte, erstarrte mitten in der Bewegung, der Hammer schwebte über seiner Schulter. Mit abwesendem Blick starrte er auf die dicke Planke vor ihm, während er den nahenden Schritten lauschte. Unzählige Fragen rauschten durch seinen Kopf: *Wer zur Hölle ist das? Wird er meinen Plan ruinieren, noch bevor er Gestalt annimmt? Werde ich ihm wehtun müssen? Bin ich überhaupt in der Lage dazu?* Fragen, für deren Antwort keine Zeit blieb.

Die Schritte stoppten im Türrahmen.

»Wer bist du?«, fragte der Mann.

Mark warf einen Blick über die Schulter und wandte sich langsam um. Ein Obdachloser – Duncan Stewart – lehnte im Türrahmen und begutachtete mit zusammengekniffenen Augen die Renovierungsarbeiten. Neugier tanzte in diesem Blick. Seine Klamotten raschelten, als er in die Wohnung schwankte. Doch er war nicht betrunken. Sein rechtes Bein schien verletzt, vielleicht von einem Kampf auf der Straße oder einem Autounfall.

Keine Angst zeigen, ermahnte sich Mark. *Dieser Kerl ist keine Bedrohung. Du kannst ihn fertigmachen, wenn nötig.* Er bewegte sich auf Duncan zu, bis sie sich in der

Mitte des Wohnzimmers gegenüberstanden. Seine Hand schloss sich fester um den Hammer, bereit beim ersten Anzeichen von Ärger zuzuschlagen. Ob er tatsächlich fähig wäre, einen anderen Menschen anzugreifen, wusste er nicht, aber er war verzweifelt. Und Verzweifelte waren die gefährlichste Sorte Mensch.

Den ungebetenen Gast bedrohlich anfunkelnd, erklärte Mark: »Dies ist jetzt mein Zuhause. Dieses Apartment ... Nein, das *Gebäude* ist meins – das *ganze*. Jede Etage, jedes Apartment, jeder einzelne Raum, verstanden?«

Duncan starrte ihn ausdruckslos an, dann grinste er und kicherte. Er schwankte erneut, hatte offenbar Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

»Schnall ich nicht, Mann. Was ... Was erzählst du mir hier?«

»Ich sage: Ich möchte, dass *du* und all die *anderen Penner* sich ab jetzt von diesem Gebäude fernhalten.«

»Hä? Das gehört dir hier aber nicht, arschloch. Es gehört *jedem*. Wir kommen her, wenn's draußen regnet oder kalt ist, und ... und zwar, wann immer uns danach ist, Mann! Also was laberst du hier für 'ne Scheiße, Alter? Was treibst du hier? Hä? Wenn du echt der Besitzer wärst, hättest du eine ... eine, wie nennt man das? Urkunde! Hast du 'ne Urkunde oder sonst 'nen Beweis? Hmm?«

Die Angriffslust des Mannes ließ Mark kalt. Unbeeindruckt zog er eine Geldklammer aus seiner Hosentasche – 250 Dollar in Zehnern und Zwanzigern. Er drückte das Geld in Duncans behandschuhte Pranke, den Blick fest auf dessen Augen gerichtet.

»Ich brauch keine Urkunde. Ich brauch nur dieses Gebäude«, erklärte er ruhig. »Du und deine Freunde könnt woandershin, nicht wahr?« Verblüfft, aber nicht weniger neugierig starrte Duncan den Batzen Geld an. »Ich bezahle *dich* für dieses Grundstück. Keine Ahnung, wie viel Einfluss du da draußen hast, aber sorg dafür, dass du und alle anderen euch für ein paar Monate von diesem Ort fernhaltet. Danach kannst du hier treiben, was immer du willst.«

Duncan zuckte mit den Schultern, was ihn augenblicklich wieder schwanken ließ, ehe er entgegnete: »Schätze, da kann ich helfen. Werd über die Zeit aber mehr Cash brauchen, wenn ich die anderen Drecksäcke von hier fernhalten soll. Ist 'n Fulltime-Job, verstehste? Ich brauch keine Krankenversicherung oder so 'nen Scheiß. Einfach Bares, Junge. Was sagste? Sind wir im Geschäft?«

»Das wird kein Problem sein. Also ja, ich kann dir mehr besorgen. Mit Leichtigkeit, sicher. Aber dafür brauch ich noch was anderes von dir.«

»Was?«

»Informationen. Erzähl mir was, ähm ...«

»Duncan. Mein Name ist Duncan Stewart.«

»Duncan«, wiederholte Mark nickend. »Sag mir eins, Duncan: Wie oft patrouillieren die Cops hier in der Gegend?«

Duncan kratzte sich im schwarzen Haarwirrwarr, das unter seiner Mütze hervorlugte. Schuppen rieselten dabei zu Boden wie Schneeflocken im Winter.

Schließlich antwortete er: »Ehrlich gesagt, das letzte Mal, dass ich hier Cops gesehen hab, war ... *noch nie*.

Vielleicht bei 'ner Überdosis oder so was in der Art, aber die kommen nicht wirklich hier raus, es sei denn, jemand ruft sie. Aber das tut nie einer, weil keiner von uns ein Telefon hat. Ganz schön beschissen, oder? Man denkt doch, das müssten die wollen, du weißt schon, uns helfen und so ...«

»Gibt's andere überraschende Besucher hier draußen?«, unterbrach ihn Mark, dem die sozialen Nöte der Obdachlosengemeinde gerade vollkommen egal waren. »Ich meine irgendwelche ›guten Samariter«, die hier auftauchen und Kleidung, Essen und so Zeug verteilen. Oder sonst wer, der nicht obdachlos ist? Irgendwer? Dämliche Teenager, Notgeile auf der Suche nach Nutten, Junkies, Gangleute ...«

»Nee, nee. Wenn sich irgendwelche Kids hierher verirren, verschwinden die gleich wieder. Die haben sofort die Hosen voll, verstehste? Ignorante kleine Scheißer ...«

»Was ist mit dem Rest?«

»Notgeile auf der Suche nach Nutten?«, wiederholte Duncan in unsicherem Ton. Dann kicherte er und sagte: »Auch die sind gleich wieder verschwunden. Spritzen ab, und weg sind sie. Sind ja keine Touristen oder so. Junkies ... Auf die eine oder andere Art sind wir hier alle Junkies, Mann. Weißt du, was ich meine? Und ... was war das Letzte?«

»Gangleute«, half Mark ihm genervt auf die Sprünge.

»Gangleute, genau ... Nee, die lassen sich in der Gegend auch nicht wirklich blicken. Die fahren höchstens mal durch. Obdachlose sind alles, was du hier antriffst. Obdachlosigkeit und Verzweiflung. Das war's.«

Mark konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Die Antwort des Mannes befriedigte ihn voll und ganz. *Genau, was ich mir erhofft hatte*, dachte er. Er presste die Kiefer aufeinander und verbannte das Lächeln aus seinem Gesicht. Solange Duncan da war, durfte er sich keinerlei Schwäche erlauben. Zwar bezweifelte Mark, dass er dazu in der Lage war, jemandem wehzutun – er war ja kein gewalttätiger Typ –, aber er wusste, dass Einschüchterung der Schlüssel zu seinem Erfolg war.

Angst kontrollierte Menschen.

Daher tippte er mit dem Hammer mehrmals gegen Duncans Brust, jede Berührung ein wenig härter als die davor. Duncan taumelte rückwärts, bis sein Rücken gegen die Wand neben der Eingangstür stieß. Die Schläge taten ihm nicht weh, doch sie irritierten ihn, und Mark jagte ihm irgendwie Angst ein.

Da war etwas in seinem Blick, das ihm das Gefühl gab, in einen tiefen Abgrund aus Hass und Verzweiflung zu starren.

Er sah einen Mann, der gefährlich war. Auf der Schwelle zum Wahnsinn.

Mark sagte: »Wir sind im Geschäft, Duncan. Aber eins schwör ich dir: Wenn ich dich oder irgendwen sonst in der Nähe dieses Gebäudes sehe, wirst du es bereuen. Komm mir nicht in die Quere, denn glaub mir, du willst mich nicht zum Feind haben. Ich hab im Moment nicht gerade ein sonniges Gemüt. Also gut, du wirst jeden Sonntag zur Ecke Hill und Cooker Street kommen. Da bezahl ich dich. Solange du deinen Teil des Deals einhältst. Okay? Haben wir eine Abmachung?«

Duncans Blick schoss nach links und rechts, als könnte jede Sekunde irgendwer auftauchen, der ihm zu Hilfe kommen und ihn vor diesem Hammer schwingenden, sicher bald vollends Verrückten retten würde. Ihm wurde klar, dass er keine andere Wahl hatte, also nickte er.

Stotternd bekräftigte er: »W... Wir haben e-eine Abmachung. Ich seh dich Sonntag, Kumpel.« Zehn lange Sekunden starrten die Männer sich schweigend an. Dann lächelte Duncan und sagte: »Bis dann.«

Auf wackligen Beinen entfernte er sich von Mark und taumelte durch die Eingangstür davon. Seine schlurfenden, unsicheren Schritte übertönten sein Gemurmel, aber Mark konnte dennoch einen Teil seiner Flüche hören. Der obdachlose Mann schimpfte irgendwas von: *verrücktes Arschloch, Pizzafresse, gieriger kleiner Bastard.*

»Immer wieder die gute alte Pizzafresse, hm? Fällt euch nichts Neues ein?«, flüsterte Mark.

Er ging zurück zum Fenster und nagelte das nächste Brett davor. Die ganze Situation fühlte sich allmählich vertraut an.



www.jon-athan.com

Jon Athan stammt aus Kalifornien und lebt dort mit seiner Frau. Seine brutalen Horrormane begeistern immer mehr Fans, sodass er inzwischen als freier Schriftsteller arbeitet.

Jon Athan bei FESTA:

Die Hölle der Ashley Collins

Die Guten, die Bösen und die Sadisten

Großvaters Haus

Doktor Sadist

Im Wolfsbau

Rache

Mister Snuff

LiebesKRANK

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de